

- Volkstumsarbeit zwischen den Weltkriegen, Wiesbaden 1976.
- 2 T. Luther, Volkstumspolitik des Deutschen Reiches 1933–1938. Die Auslandsdeutschen im Spannungsfeld zwischen Traditionalisten und Nationalisten, Stuttgart 2004.
  - 3 M. Kater, Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches, München 42006.
  - 4 E. Michels, Von der Deutschen Akademie zum Goethe-Institut. Sprach- und auswärtige Kulturpolitik 1923-1960, München 2005.
  - 5 G. Botsch, „Politische Wissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Deutschen Auslandswissenschaften“ im Einsatz 1940-1945, Paderborn 2006.
  - 6 F.-R. Hausmann, „Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg, Göttingen 22002.
  - 7 F.-R. Hausmann, „Dichte, Dichter, tage nicht!“ Die Europäische Schriftsteller-Vereinigung in Weimar 1941-1948, Frankfurt am Main 2004.
  - 8 R. Liehr, G. Maihold, G. Vollmer (Hrsg.), Ein Institut und sein General. Wilhelm Faupel und das Ibero-Amerikanische Institut in der Zeit des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 2003.
  - 9 M. Fahlbusch, Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die ‚Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften‘ von 1931-1945, Baden-Baden 1999.
  - 10 W. Nachtmann, Karl Strölin. Stuttgarter Oberbürgermeister im „Führerstaat“, Stuttgart 1995.
  - 11 D. Scholten, Sprachverbreitungspolitik des nationalsozialistischen Deutschlands, Frankfurt am Main 2000.

**Martin Lynn (Hg.), *The British Empire in the 1950s. Retreat or Revival*, Basingstoke: Palgrave MacMillan 2006, 242 Seiten.**

Rezensiert von  
Anne Friedrichs, Leipzig

Könnte man die Fortdauer imperialer Strukturen an ihrer diskursiven Aktualisierung messen, dann hätte das britische Empire bis heute wohl kaum an seiner Bedeutung verloren: Die Diskursproduktion jedenfalls boomt auch nach dem politischen Zerfall jenes Imperiums, der sich – folgt man den einleitenden Worten des Bandes – ab dem Zweiten Weltkrieg wenn auch mit rückläufigen Momenten vollzogen habe.

Retreat or Revival – Rückzug oder Wiederbelebung des britischen Empire nach dem Zweiten Weltkrieg bildet auch die leitende Frage des vorliegenden Tagungsbandes, der auf das Wiles Kolloquium an der Queen's University of Belfast zurückgeht. Zur Beantwortung dieser Frage – so erfährt man in der synthetisierenden Einleitung – soll die zeitgenössische Perspektive der Akteure auf die damals noch keineswegs eindeutigen Verfallsprozesse des Imperiums gegenüber der rückblickenden Sicht des Historikers stark gemacht werden. Als gemeinsamer Ausgangspunkt wurde dazu die bislang wenig untersuchte Dekade der 1950er Jahre gewählt, die der Herausgeber Martin Lynn vom Regierungsantritt der Konservativen 1951 bis 1959, dem Beginn der rapiden Dekolonisierung unter dem Staatssekretär für die Kolonien Iain Mac-

leod, ansetzt. Damit deutet sich bereits die dominierende Struktur des Bandes an, dessen Beiträge sich überwiegend dem Einstellungswandel zum Empire in der britischen Politik widmen. Freilich: Nicht alle der insgesamt zehn Beiträge folgen den zentralen Vorgaben, wodurch der Band insbesondere an den abweichenden Stellen an Spannung gewinnt. Anders gewendet, gelingt es dem Band als Ganzem, wenn auch bei ungleicher Gewichtung eine erhebliche Spannbreite an Ansätzen zu präsentieren, die sich in der Konzeptualisierung und Beantwortung der Leitfrage unterscheiden.

Betrachtet man zunächst die Konzeptualisierung, dann bestätigt sich erstens, dass sich sieben der zehn Beiträge auf den Wandel der Haltung von politischen Akteuren zum auseinanderbrechenden Imperium konzentrieren. Daneben finden sich jedoch drei weitere Artikel, die sich der britischen Dekolonisierung aus dezidiert welthistorischer (John Darwin), wirtschaftlicher (Nicholas J. White) und kultureller Perspektive (Stephen Howe) nähern. Zweitens dominiert entsprechend dem eng gesteckten zeitlichen und räumlichen Rahmen die Textgattung der hochspezialisierten, empirischen Untersuchung. Doch bieten Darwin und Howe im ersten bzw. letzten Beitrag des Bandes auch umfassenderen historische Deutung der Dekolonisierung an.

Löst man die einzelnen Beiträge einmal aus ihrer Abfolge im Tagungsband heraus und ordnet sie unter der leitenden Fragestellung neu, dann lassen sich drei bzw. vier verschiedene Antworten unterscheiden.

Die erste – und den Band zweifellos dominierende – Antwort lenkt die Aufmerksamkeit des Lesers zunächst auf die britischen

Wiederbelebungsbemühungen des Empire zu Beginn der 1950er Jahre, die sich dann jedoch – mit den kolonialen Erhebungen sowie den neuen internationalen Machtverhältnissen konfrontiert – zu einem politischen Rückzug des Imperiums wenden. Gemeinsam ist dieser Antwort, dass sie den britischen Rückzug weniger als politisch gesteuertes, strategisches Vorgehen, als vielmehr als Reaktion auf an anderen Orten gestaltete Prozesse interpretiert. Unterschiede bestehen darin, ob die britische Reaktion entweder stärker auf koloniale Emanzipationsbestrebungen in den ehemals beherrschten Gebieten oder aber auf gewandelte Machtverhältnisse in den internationalen Beziehungen zurückgeführt wird.

Koloniale Emanzipationsbestrebungen betonen: S. R. Ashton, der die Politik des Colonial Office im Spannungsfeld zu drei weiteren, in den 1950er Jahren mit imperialen Angelegenheiten betrauten Whitehall Departments herausarbeitet; Philipp Murphy mit seinem Beitrag zur Gründung der Central African Federation (die er anders als die zentrale Studie Hyams als Wiederbelebungsmaßnahme umdeutet, indem er den Schwerpunkt der Erklärung von der Rückdrängung der südafrikanischen Expansion auf den Druck britischer Siedler verlagert); – und schließlich Sarah Stockwells, die am Beispiel des Mineralabbaus in Afrika darlegt, dass den Kolonien in den 50er Jahren, wenn auch nicht quantitativ gemessen, so doch imaginativ in der Wahrnehmung der Whitehall kontinuierlich eine bedeutende ökonomische und strategische Rolle zukam.

Den Fokus auf die Machtverlagerungen auf internationaler Ebene richten hingegen Nigel J. Ashton, Wm. Roger Louis

und John Darwin. Während Ashton die britischen Hoffnungen auf eine wenigstens annähernd gleichberechtigte anglo-amerikanische Partnerschaft nach 1957 mit der zunehmenden Zentralisierung der weltpolitischen Entscheidungen in Washington konfrontiert, arbeitet Louis die politische Position Großbritanniens in den Vereinten Nationen bzw. dem Komitee der 24 in der krisenhaften Zuspitzung nach der Suezkrise heraus. Die anregendste Studie liefert jedoch Darwin, der aufbauend auf seinen bisherigen Arbeiten eine welthistorische Deutung des Zusammenbruchs des britischen Empires anbietet. Darwin entwirft dazu die Geschichte eines vierfachen Neuentwurfs dieses Imperiums, der jeweils auf die großen imperialen Krisen folgt, wie sie die amerikanische Unabhängigkeit, der Erste und zuletzt der Zweite Weltkrieg repräsentieren. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg und zwar bereits unter der Labour-Regierung Attlees hätten die Briten versucht, ein neues – viertes – System globaler Macht zu errichten, das sich in geopolitischen Umständen, geostrategischen Belangen, ökonomischen Methoden, Partnern und Ideologie von den früheren imperialen Systemen unterschied. Wie Darwin dabei plausibel argumentiert, scheiterte das junge ‚vierte Britische Empire‘ jedoch daran, dass es trotz relativ günstiger machstrategischer und ökonomischer Bedingungen keine langfristig stabilen Partnerschaften zu etablieren vermochte und seine westeuropäische Vormachtstellung deshalb spätestens im Jahre 1957 mit dem Vertrag von Rom verlor.

Eine zweite Gruppe von Antworten auf die Frage, inwieweit die 1950er Jahre eher durch Rückzugstendenzen oder Wieder-

belebungsmaßnahmen des britischen Empire geprägt seien, bilden die Artikel von Martin Lynn und Richard Rathbone. Im Unterschied zum ersten Antworttypus werden bei ihnen Wiederbelebung und Rückzug nicht als getrennte, nacheinander folgende Tendenzen betrachtet, sondern wird ihre Gleichzeitigkeit betont. Damit verlagert sich die Antwort zugleich weg von einer rein empirischen Klärung hin zu der Frage nach der Bewertung der politischen Dekolonisation.

Wenngleich Lynn noch in der Einleitung des Bandes – freilich mit dem Hinweis auf die Gleichzeitigkeit beider Tendenzen – dem Narrativ der zeitlichen Abfolge von Wiederbelebung und Rückzug des britischen Empire folgt, gibt er seinem Artikel über die britische Politik in Nigeria eine deutlich andere Wendung, wenn er den imperialen Rückzug von 1953 als insgesamt erfolgreiche Erneuerung der britischen Politik bewertet, der es nämlich über die Stärkung der Einheit Nigerias langfristig gelungen sei, britische Interessen in Westafrika zu sichern.

Eine deutlich andere Bewertung nimmt hingegen Rathbone vor, der das „offizielle“ Narrativ eines erfolgreichen Machttransfers für den Fall Ghana scharf kritisiert. Auch wenn es zu bedauern ist, dass Rathbone beiden Erfolgsgeschichten – über den gelungenen Machttransfer auf britischer Seite bzw. den Sieg des radikalen, modernisierenden Nationalismus auf ghanaischer Seite – nur einen groben konzeptionellen Entwurf entgegensetzen kann, wird in seinem Beitrag jedoch am ehesten das Nebeneinander von Verlierern und Gewinnern sowie die Schwierigkeit deutlich, Erfolg und Scheitern der Dekolonisierung abzuwägen. Für Rathbone selbst ist

die Antwort diesbezüglich allerdings klar: Aus der Perspektive des ländlichen Ghannas, das hieße aber von 85% der Bevölkerung, könne der angeblich so erfolgreiche Machttransfer nur als Zusammenbruch der ländlichen Herrschaftsstrukturen und damit jeglicher Chancen auf ernsthafte landwirtschaftliche Erneuerung und Expansion gedeutet werden.

Nicholas J. White entwickelt schließlich eine dritte Antwort, die er in der empirischen Betrachtung der britischen Großunternehmer gewinnt. Diese hätten die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg gleich als Phase politischer und ökonomischer Desintegration wahrgenommen und auf die mögliche Gefährdung ihrer Unternehmen mit einer breiten geographischen Streuung ihrer Aktivitäten sowie mit einer Präferenz für die Anlage in den ‚Old Dominions‘ reagiert. Aus der Perspektive der britischen Unternehmer stelle sich deshalb die Dekade der 1950er Jahre nicht ambivalent, sondern eindeutig als eine Phase des Niedergangs dar.

Am weitesten fordert schließlich der Beitrag von Stephen Howe die Konzeption des Bandes heraus, indem er für sein Untersuchungsfeld – die britische Kultur – die provokante These formuliert, die „1950er Jahre“ seien nicht in den 1950er Jahren geschehen, sondern hätten erst ein bis vier Jahrzehnte später eingesetzt. Die Frage nach ‚Retreat‘ oder ‚Revival‘ des britischen Empires – so die vierte Antwort Howes – sei für den Kulturbereich jenes Zeitraums völlig irrelevant, da sich in dieser Periode schlicht nichts verändert habe. Howe zeigt dazu auf, dass der Großteil der postkolonialen Tendenzen in Musik, Theater, Sport, Literatur, Wissenschaft und Migration zwar bereits in den 1950er

Jahren in Ansätzen existierten, aber nicht wahrgenommen worden wären und erst mehrere Jahre später und zuweilen mit großer Verzögerung in der Gegenwart zum Durchbruch gekommen wären. Zur Erklärung dieser verspäteten Wirkung kann Howe nur für den Bereich der Musik einige Hinweise auf die „Schurkenrolle“ des BBC, der Musicans‘ Union sowie der vier großen Plattenlabel EMI, Decca, Philips und Pye liefern. Dem Leser wird spätestens hier die Leistung der stärker empirisch fundierten Beiträge des Bandes bewusst, obwohl es bedauerlich bleibt, dass die Mehrheit der Beiträge nicht größer angelegte Deutungen, wie die von Howe oder von Darwin, skizzieren.

Insgesamt ist es begrüßenswert, dass der Sammelband solcherart verschiedene Ansätze zusammenbringt. Indem die umfassender angelegten Beiträge an den Anfang und Ende des Bandes gestellt werden, gelingt es, die Einbettung der stärker empirisch fundierten Fallstudien in größere historische Zusammenhänge zumindest anzudeuten. Durch die Orientierung an einer gemeinsamen Fragestellung werden die versammelten Beiträge in eine produktive Spannung gebracht, die den Leser zur vergleichenden Lektüre einlädt. Allerdings sollte jenem Leser bewusst sein, dass es sich bei der Mehrheit der Artikel um dichte, untersuchende Darstellungen handelt, die freilich den oftmals eher essayistisch angelegten, großen Geschichtsdeutungen erst ihr Fundament zu liefern oder sie in Frage zu stellen vermögen. Wer also nach einer schnellen Antwort auf die Frage nach Kontinuität und Dauer des britischen Empires im 20. Jh. sucht, wird in diesem Band nur bedingt fündig werden.